

Kopfnote

Wer zuletzt lacht

Wenn die Leserschaft nicht zum Erfolgsautor kommt, dann muss der Erfolgsautor eben zur Leserschaft kommen. Gesagt, getan packte 1989 ein Parlamentsabgeordneter des US-Staates Mississippi den Kofferraum seines Wagens mit dem eigenen Erstlingswerk und tingelte zu Supermärkten, Büchereien und Tankstellen. Am Steuer des rollenden Buchstandes saß kein geringerer als John Grisham, der für seinen finanzschwachen New Yorker Verlag den Verkauf seines Debütromans in Eigenregie ankurbelte. Das war jedoch nur das kleinere Übel seines unbequemen Starts in den Olymp der Bestsellerautoren. Denn vor dem Tingeln hieß es erst einmal Klappenputzen bei den Verlagen – mehr als zwei Dutzend lehnten die Veröffentlichung von „Die Jury“ ab. Aber: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Und das ist Grisham, der längst über 250 Millionen Bücher unters Volk gebracht hat – nun allerdings ohne Kofferraum-Verkauf. *suw*

Kult-Figur



Literaturpreis für Rothmann

Der Schriftsteller Ralf Rothmann ist gestern mit dem Walter-Hasenclever-Preis der Stadt Aachen ausgezeichnet worden. Rothmann zählte zu den renommiertesten deutschsprachigen Autoren der Gegenwart und sei vor allem als Erzähler hervorgetreten, so die Begründung. Seine Erzählungen zeigten mit untrüglicher Milieukennntnis Brüche auf, die quer durch die Gesellschaft verlaufen. Daneben umfasse sein Werk auch Lyrik und Texte für das Theater. Die mit 20 000 Euro dotierten Auszeichnung wird seit 1996 alle zwei Jahre an Autoren verliehen, die sich in Form und Inhalt um die deutschsprachige Literatur verdient machen. Die bisherigen Preisträger waren Peter Rühmkorf, George Tabori, Oskar Pastior, Marlene Streeruwitz, Friedrich C. Delius, Herta Müller und Christoph Hein. *epd*

Kultur-Notizen

Konzert in Erfurt zum Auftakt der Kulturtag

Erfurt – Mit einem Konzert des Leipziger Synagoralchors wurden gestern die 18. Jüdisch-Israelischen Kulturtag in Thüringen eröffnet. Das Ensemble, das sich in Erfurt präsentierte, pflegt neben hebräischer und jiddischer Folklore ein breites Repertoire an Gesängen des 19. und 20. Jahrhunderts, die zum Gebrauch in der Synagoge gedacht waren. Auf dem Programm der diesjährigen Kulturtag stehen bis zum 17. November 55 Veranstaltungen in acht Thüringer Städten. Mit Musik, Vorträgen, Lesungen, Filmabenden sowie Stadtführungen und Gedenkveranstaltungen soll der Dialog der Kulturen befördert werden. *dpa*

44. Internationale Hofer Filmtage gingen zu Ende

Hof/Saale – In Hof gingen gestern die 44. Internationalen Filmtage zu Ende. An sechs Tagen wurden in den acht Kinos mehr als 120 Spiel-, Kurz- und Dokumentarfilme gezeigt, darunter traditionell viele Erstlingswerke junger deutscher Regisseure. Die Hofer Filmtage gelten seit Jahrzehnten als Sprungbrett für Nachwuchsfilmemacher. Beispiele dafür sind Doris Dörrie, Wim Wender oder Tom Tykwer. Auch Oskar-Preisträgerin Caroline Link hat ihren ersten Film vor 20 Jahren in Hof präsentiert. Die 46-Jährige wurde in diesem Jahr für ihre jahrelange Verbundenheit mit der Stadt und dem Festival mit dem Filmpreis der Stadt Hof ausgezeichnet. Das Festival selbst vergibt keine Preise. *dpa*



„Schausaußen mit Betonung“ war einmal. Bei seinem Auftritt in Suhl nippte Harry Rowohlt nur Wasser aus dem Weinglas.

Foto: frankphoto.de

Und er schweift wieder ab

Von Cornell Hoppe

Die silberglänzende Tür teilt sich in der Mitte. Immer in Fünfer- und Sechsergruppchen spuckt der Aufzug die Besucher aus. Bis ganz hinauf in den 16. Stock des Hotels Arcadia mussten sie fahren, um sich von Harry Rowohlt in den Bann ziehen zu lassen. Einmal mehr und zum letzten Mal in dieser Provinzschreibe-Saison haben Hendrik Neukirchner und seine Mitstreiter Kultur an einen ungewöhnlichen Ort gebracht. Vom halbrunden Panorama-Restaurant „Sedici“ aus schweift der Blick weit über das abendlich erleuchtete Suhl. Bis auf den letzten Stuhl ist das Lokal besetzt, als der Hauptgast des Abends schließlich auf einem kleinen improvisierten Podium Platz nimmt.

Schlurfenden Schrittes, den Kopf etwas zu tief zwischen den Schultern, hatte sich Rowohlt zuvor seinen Weg durch die eng gewordenen Stuhlreihen bahnen müssen. Bekannt ist er aus der „Lindenstraße“, in der er gelegentlich als Penner auftritt. Weit wichtiger ist jedoch sein Schaffen als Übersetzer. Zahlreichen englischsprachigen Autoren hat er mit seiner passgenauen Übertragung in Deutschland zum Erfolg verholfen: den kauzigen Essays und Romanen des Iren Flann O'Brien, Alan A. Milnes „Pu, der Bär“ oder, wie erst jüngst, den schrägen Büchern um

Mr. Gum von Andy Stanton. 167 Übersetzungen sind es bislang, wie Rowohlt nicht ohne Stolz erklärt.

Aus einem blauen abgewetzten Leinenbeutel mit weißem „Lindenstraße“-Logo kramt er seine Manuskripte hervor. Schreibmaschinenseiten – manche mit Tipp-Ex-Spuren. „Wissen Sie, ich bin zu blöd für Computer“, sagt er wie entschuldigend. „Aber zum Glück nicht blöd genug für ein Handy.“ – Fast schon jugendlich blickt er durch seine schmale Nickelbrille in die Runde.

Mit Kavalierebariton

Dann legt Rowohlt los. Mit dieser unverkennbaren Stimme. Tief und sonor, brummend aber nicht brummig. Eine Erzählstimme, wie gemacht für die zahlreichen Kinderbücher, die Rowohlt nicht nur übersetzt sondern auch für Hörbücher gesprochen hat. Rowohlt spielt mit seiner Stimme – er selbst hat sie einen „lyrisch temperierten Kavalierebariton“ getauft – wie mit einem Instrument. Dass er ständig mit seinen Händen gestikuliert, braucht es gar nicht, um seinem Vortrag mit diesem prächtigen Großvater-Bass zu verfallen. Mit seinen ruckartigen Handbewegungen scheint Rowohlt seiner Betonung dabei eher selbst den Takt vorzugeben.

Es ist aber nicht nur die Stimme – es sind auch Rowohlts sprachliche

Präzision und seine einzigartige Weise Geschichten zu erzählen, die ihn beim Publikum so beliebt machen. Er ist ein guter Beobachter, der den alltäglichsten Situationen durch seinen Erzählstil noch die Pointe gibt, die in Altherrenwitzchen und Hausfrauenanekdoten höchstens ein müdes Lächeln hervorbringen würden.

Rowohlt liest an diesem Abend eigentlich wenig. In dreieinhalb Stunden bringt er höchstens eine Handvoll seiner Pooh's Corner-Kolumnen aus der „Zeit“ zu Gehör. Er liest kurze Passagen aus jüngst von ihm übersetzten Kinderbüchern, rezitiert fünf kurze Gedichte. Lieber erzählt Rowohlt aus dem Leben und kommt dabei gerne mal vom Hundertsten ins Tausendste. Der „Paganin der Abschweifung“, so hat man ihn einmal genannt. Treffender geht es wohl nicht. Denn Rowohlt schafft es sogar von einer Abschweifung abzuschweifen.

Als er seine Kolumne zur Ambivalenz von mittelscharfem Senf und Schoko-Kirsch-Kuchen beginnt, da kann der Zuhörer noch gar nicht ahnen, was ihm in der nächsten halben Stunde noch über den Weg laufen wird. Währenddessen schafft Rowohlt es nämlich ganz nebenbei zu erklären, wie er einmal Roger Waters von „Pink Floyd“ kennen gelernt hat und erläutert wie er zur Goldenen Ehrennadel seines Lieblings-Fußball-

vereins FC St. Pauli gekommen ist. Auch für ein paar Worte zur Improvisation seiner Penner-Rolle in der „Lindenstraße“ reicht es allemal.

Diese Schlagfertigkeit wird auch deutlich, als mitten in Rowohlts Vortrag ein Feuerwerk über Suhl gezündet wird. Sein Kommentar: „Huch, wird etwa grad das Haus der Kulturen gesprengt? – Naja, Banause kommt ja aus dem Griechischen und bedeutet übertragen Handwerker.“ Von dieser Warte aus gesehen gewinne ein gewisses Institut eine ganz neue Bedeutung. Schallendes Gelächter im gesamten Rund. Und prompt kommt er wieder vom Thema ab. Zu den lauten Böllern des Feuerwerks „Das ist aber schön. Da werden Kindheitserinnerungen wach.“ 1945 sei er nämlich in einem Luftschutzbunker geboren worden.

Äthanolkarenz

Selbst über seine unheilbare Krankheit Polyneuropathie, die langsam seine Nervenzellen abtötet, spricht Rowohlt wie beiläufig und mit einem gehörigen Schuss Ironie: „Das tolle daran ist ja, dass man nie wieder kalte Füße hat.“ Seit er von der Krankheit weiß, schiebt er Äthanolkarenz, was den Charakter seiner ausufernden Lesungen drastisch veränderte. Statt der berüchtigten „Schausaußen mit Betonung“ gibt es heute Lesungen mit Wasserglas.

Schriftsteller Harry Mulisch ist tot

Amsterdam – Der niederländische Schriftsteller Harry Mulisch ist tot. Er starb am Samstag im Alter von 83 Jahren in Amsterdam an den Folgen von Krebs, wie sein niederländischer Verlag gestern mitteilte. Mulisch gilt als einer der größten niederländischen Schriftsteller und wurde mit zahlreichen internationalen Preisen ausgezeichnet. Sein Roman „Die Entdeckung des Himmels“ (1992) wurde zum besten niederländischen Buch aller Zeiten gewählt.

Mulisch, der 1927 in Haarlem als Sohn einer jüdischen Mutter und eines österreichisch-ungarischen Vaters geboren wurde, war stark von der Zeit des Zweiten Weltkrieges geprägt. Sein Vater kollaborierte mit den Nationalsozialisten, rettete aber durch diese Kontakte seine Frau vor der Deportation. „Ich bin der Zweite Weltkrieg“, hat Mulisch mehrfach gesagt.

Vor diesem persönlichen Hintergrund wurde der Zweite Weltkrieg zum Hauptthema seines Werkes. In Romanen wie „Das Attentat“ (1982) und „Das steinerne Brautbett“ (1959) über die Bombardierung Dresdens befasste er sich mit der Frage nach Gut und Böse, Schuld und persönlicher Verantwortung. Seine Bücher wurden in über 30 Sprachen übersetzt und vielfach verfilmt, die Verfilmung seines Romans „Das Attentat“ mit einem Oscar ausgezeichnet. Mulisch galt seit Jahren als aussichtsreicher Kandidat für den Literaturnobelpreis. 2001 erschien sein letztes Werk, die Novelle „Siegfried“ über Adolf Hitler und dessen fiktiven Sohn. *epd*



Harry Mulisch.

Foto: dpa

3 000 Gäste feierten Frauenkirche

Dresden – Mit einem Festgottesdienst haben gestern rund 3 000 Besucher das fünfte Kirchweihfest der wiedererbauten Frauenkirche in Dresden gefeiert. Die 1945 zerstörte Spätbarockkirche war nach 1990 mit Hilfe von Spenden aus aller Welt jahrelang wiederaufgebaut worden. Die Faszination für die Dresdner Frauenkirche ist auch fünf Jahre nach der Wiedereröffnung ungebrochen. Mehr als 10,5 Millionen Menschen aus dem In- und Ausland haben das Gotteshaus nach Angaben der Stiftung Frauenkirche bisher zu Besichtigungen, Konzerten, Andachten und Gottesdiensten besucht. *dpa*

Es war einmal ein Land namens Hildburghausen

Prinz Chaos II. nebst Gefolgschaft luden am Freitag zu einer multimedialen Theater-Audienz nach Hildburghausen. Zu sehen gab es einen zärtlich-ironischen Kommentar auf die Wahlheimat des Künstlers.

Von Susann Winkel

Eine Box fällt vom Himmel und landet mitten im Dickicht eines Waldes. Plötzlich quillt Stoff aus dem Behältnis, wallt herab auf den Boden und gibt den Blick frei auf ein verstörtes Geschöpf in Weiß. Überdimensionierte Brille, ängstlich erkundender Blick und verhuschte Bewegungen vervollständigen den seltsamen Anblick der Fremden. Erst später erfahren die Zuschauer von ihrer ungewöhnlichen Mission. Sie ist Kryptoarchäologin, eine Wissenschaftlerin also, die sich mit der Erforschung von Kulturen beschäftigt, die es eventuell nie gegeben hat.

Klingt verworren, ist es auch. Doch die Kulturbruchstücke, die die Suchende bei ihrer zeitentrückten Reise findet, setzen sich im Verlauf des einstündigen Bühnensperimentes



Prinz Chaos II. erklärt der Kryptoarchäologin das „Imaginäre Land“. Foto: ari

zum Bild einer Region zusammen, die dem Gros des Publikums im Hildburghäuser Stadttheater sehr vertraut sein dürfte. Denn „Das imaginäre Land“ – so der geheimnisvolle Titel der multimedialen Show mit Performance, Videoprojektionen und Gesangsbelegungen – ist nichts anderes als ihre Heimat. In loser Sze-

nenfolge springt die Theaterproduktion durch das Gestrüpp, das Heute und das mögliche Morgen des südthüringischen Landkreises. Spielerisch thematisiert sie tief verwurzeltes Brauchtum und ökologische Drohszenarien, wahrnt dabei jedoch stets eine zärtlich-ironische Distanz. Aus dieser Perspektive entstehen Bil-

der unbeschwerten Jungseins, Skizzen einer wohligen Alltagstristesse und Verweise auf die Endlichkeit.

Urheber dieses unkonventionellen Theaterprojekts ist eine Gruppe junger Akteure mit nationalem und internationalem Aktionsradius: die Pianistin Laura Weider, die Regisseurin Ruth Pongstaphone, der Videokünstler Patrick Palucki und die Performance-Darstellerin Lily Wong. Ihre Spur führt von den Metropolen dieser Welt hinein in die Kleinstadt Hildburghausen – mit Abstecher über Schloss Weikersroda. Dort regiert seit zwei Jahren Prinz Chaos II., dessen anarcho-royalistische Ambitionen schon mehrfach in der Region für Aufmerksamkeit sorgten. Im Juli 2009 sammelte der mit ihm befreundete Liedermacher Konstantin Wecker mit einem Benefizkonzert Geld für den maroden Bau, in dem der Prinz kurz zuvor ganz standesgemäß den japanischen Samuraifürsten Atsushi Shimizu ehelichte.

Um den Chaos-Prinz als kreatives Zentrum spannte sich nach und nach ein Netzwerk, das regionale Künstler wie die Holzbildhauerin Sabine Eyring und André „Max“ Müller einbindet. Zu diesem Netzwerk gehören auch die Kunststudentin Johanna Rau aus Lengfeld und Stefan Schramm aus Schnett, die seit 2009

mit ihrem Galerie-Projekt in und um Hildburghausen alternative Räume für Kunst öffnen. Am Freitagabend nun standen die beiden selbst im Mittelpunkt, als Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen und Kronprinz Ludwig von Bayern. Dieser Verbindung verdankt die Stadt den Höhepunkt ihres jährlichen Festkalenders, das Theresienfest.

Erfinder des Brühwürfels

Aber der Chaos-Prinz, der als charismatischer Erzähler durch die Show führt, weiß noch mehr über seine Südthüringer Wahlheimat. Um ihre Liebe für volkstümliche Musik etwa – prompt marschiert die Kirchengesellschaft aus Roth in Tracht auf. Das Publikum hört von Rudolf Scheller, dem berühmten Sohn der Stadt, seines Zeichens Erfinder des Brühwürfels. Und so verdichtet sich die wirre Handlung allmählich. Zur vertrauten Komposition von Laura Weider trägt die zweite Schloßherrin des Landkreises, Astrid Rühle von Lilienstern mit Stammsitz in Bedheim, düstere Verse vor.

Bei allem Klamauk und aller Irritation bleibt am Ende der Aufführung Nachdenklichkeit zurück. Nachdenklichkeit über die eigene Region, betrachtet durch die überdimensionierte Brille einer Fremden.